

– und die anderen gegenwärtig zwischen ihnen strittigen Dinge –, in der Überzeugung, daß beide, wenn sie das in echt anglikanischem Geist tun, gemeinsam das Bild dessen zu erkennen beginnen werden, was Prof. Manson „die Fülle der kommenden Kirche“ nennt.

Fünf Jahre Einheit in Südindien

Aus einem Aufsatz von L. Newbiggin in: Church of England Newspaper vom 20. Febr. 1953

(Lesslie Newbiggin war Missionar der Kirche von Schottland in Madras von 1936–1947. Bei der Begründung der Kirche von Südindien im Jahre 1947 wurde er Bischof von Madura Ramnad. Er ist Verfasser einiger bemerkenswerter Bücher über die neue Kirche.)

Die Kirche von Südindien besteht nun etwas mehr als fünf Jahre, und für uns, die wir in ihr Leben tief hineingezogen wurden, waren dies außerordentlich reiche und fruchtbare Jahre. . . .

Ohne im geringsten zu zögern, kann man sogleich sagen, daß die Vereinigung eine Quelle reichen Segens gewesen ist, daß sie uns allen neuen geistlichen Reichtum geschenkt hat, und daß es keinen verantwortlich an ihr Beteiligten gibt, der Gott nicht für all das dankt, was Er uns durch diese Vereinigung geschenkt hat. Von der „Basis“ der Vereinigung selbst kann man nur sagen, daß sie sich in Wahrheit als ein gangbarer Weg erwiesen hat, die drei Kirchen zu gemeinsamem Leben zusammenzuführen. . . .

Es hat sich durch die Erfahrung erwiesen, daß die drei großen Leitlinien kirchlicher Ordnung – die bischöfliche, presbyteriale und kongregationale –, die die Vereinigung zusammengebracht hat, in Wahrheit zusammengehören, sich gegenseitig unendlich stärken und gemeinsam ein stärkeres Band ausmachen, als jede von ihnen es allein sein könnte. . . . Wir sind weder Episkopale, noch Presbyterianer, noch Kongregationalisten, und sind immer weniger geneigt, uns auf die Weise zu beschreiben, daß wir ein „ex“ vor irgendeine dieser Bezeichnungen setzen. Wir hoffen, ganz schlicht die Kirche von Südindien zu sein, die örtliche Darstellung – wie unsere Verfassung sagt – der großen katholischen Einheit des Leibes Christi. . . . Niemals in diesen fünf Jahren haben wir gefunden, daß die Vertreter dieser Traditionen sich gegeneinander zu verteidigen hatten. Wir haben alle gelernt, uns vormals fremde Traditionen zu verstehen und zu lieben, weil wir zum erstenmal gelernt haben, sie von innen her zu sehen.

Natürlich gibt es Schwierigkeiten . . . Über die relativ kleinen Gebiete hinaus, in denen es, wie man offen sagen muß, zu keiner wirklichen Vereinigung gekommen ist, gibt es bedrückende Probleme, die daran entstehen, daß das tägliche Leben der Kirche sich weithin auf so niedrigem geistlichem Niveau vollzieht. Mit diesen haben wir ständig zu ringen, aber ich will hier nicht davon sprechen, weil es Probleme sind, die schon lange vor der Vereinigung bestanden.

dem Maße auf Probleme gelenkt worden, die nicht neu sind, die aber nicht wirk-

In den letzten zwei oder drei Jahren ist unsere Aufmerksamkeit in zunehmendem Maße angepackt werden konnten, bevor wir zusammengelassen waren, und über diese möchte ich hier ein Wort sagen.

Es liegt zutage, daß wir weit indischer werden müssen, als wir es jetzt sind, wenn wir in Wahrheit die Kirche von Südindien sein wollen. Wir sind noch viel zu sehr von ausländischer Führung und Unterstützung abhängig, und dies ist wiederum darauf zurückzuführen, daß das Bild unseres kirchlichen Lebens noch zu ausländisch ist.

Wir mußten im besonderen ernstlich prüfende Fragen im Blick auf das geistliche Amt stellen; wir mußten fragen, ob die Vorstellung, daß das geistliche Amt eine hauptamtliche bezahlte Tätigkeit sein müsse, auch in einer Kirche Gültigkeit hat, die zum größten Teil aus verzweifelt armen, landlosen Dorfleuten besteht; ob wir nicht vielleicht hinter die von den abendländischen Kirchen in der Periode ihrer politischen und wirtschaftlichen Macht entwickelten Missionsmethoden zurückgehen müssen auf die in der Apostelgeschichte aufgezeigten Methoden, um das rechte Vorbild für das missionarische Vorgehen im heutigen Indien zu finden; ob der Diakonat nicht neu entdeckt und wiederhergestellt werden muß als gesonderetes und unerläßliches geistliches Amt, das Seite an Seite mit dem des Bischofs und Presbyters seine eigenen Funktionen hat. . . .

Wenn wir uns alle diese und ähnliche Fragen vorlegten, so haben wir unvermeidlich das Bild dessen vor uns gehabt, was sich nicht weit von uns in China ereignet. Wir mußten uns fragen: „Ist die Kirche von Südindien so wahrhaft die örtliche Darstellung der Ganzheit des Leibes Christi, daß sie standhält und wächst, selbst wenn alle Verbindung mit dem Abendland abgeschnitten wird?“

Zweifellos gibt es vieles in unserer Arbeit, was auf den ersten Blick höchst eindrucksvoll ist, was aber angesichts solcher Ereignisse, wie sie in China stattgefunden haben, zusammenbrechen könnte. Aber ich finde guten Grund zur Hoffnung in alledem, was ich von dem Leben der mir bekannten Gemeinden in Städten und Dörfern gesehen habe. . . .

Die Erfahrung, daß Christus mächtig genug ist, unsere alten Spaltungen zu heilen, hat sehr vielen unserer Glieder neuen kühnen Mut zur Bejahung ihrer Verantwortung gegeben, Christi Botschafter für das Volk Südindiens in dieser Zeit revolutionärer Wandlung zu sein.

Die meisten Christen stimmen darin überein, daß die Uneinigkeit des Volkes Christi nicht richtig ist. Eine zunehmende Zahl kommt zu der Erkenntnis, daß sie, im wahrsten Sinne des Wortes, ein Ärgernis ist. Wir können von der Welt nicht den Glauben verlangen, daß das Evangelium groß genug ist, alle Menschen zu einer Familie zu machen, wenn wir selbst nicht sichtbarlich daran glauben, daß es jedenfalls alle Christen zu einer Familie machen kann.

Zusammenarbeit und Gespräch der Christen untereinander sind ein großer Schritt in der richtigen Richtung, aber sie sind nicht genug. Die Treue zum Evangelium fordert, daß wir uns nicht zufrieden geben, bis alle, die an allen Orten den Herrn Jesus anrufen, gewillt sind, in göttlicher Einheit und Eintracht zusammen zu leben und beständig „in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet“ zu bleiben.

Was sich in Südindien ereignet hat, bedeutet für all unsere Mutterkirchen die Notwendigkeit, Entscheidungen zu treffen. Wenn es keine Antwort von seiten der Mutterkirchen erzwingt, so ist das Ziel nicht erreicht, wie glücklich wir auch in Südindien vereinigt sein mögen.

Was auch geschehen mag, die „Basis“ der Kirchenvereinigung in Südindien hat sich als brauchbare Grundlage erwiesen. Dies ist aber jetzt nicht die Frage, um die es geht. Die Frage, um die es geht, ist vielmehr die, ob andere gewillt sind, dies anzuerkennen und die Konsequenzen zu ziehen oder nicht. Für unsere nicht-anglikanischen Brüder wirft unser Bestehen unvermeidlich ganz scharf die Frage des Episkopats und der sichtbaren Einheit der Kirche auf. Für Anglikaner sind die Probleme andere, aber gleich dringlich. . . .

Ich spreche nicht ohne Scheu als einer, der in einer anderen als der anglikanischen Tradition großgeworden ist, und der nur durch unsere Gemeinschaft in Südindien etwas von den Reichtümern des anglikanischen Erbes kennenlernt. Mir erscheint es als richtig, daß die Anglikaner ängstlich darum besorgt sind, ohne Kompromiß die bischöfliche Sukzession von den apostolischen Zeiten her mit alledem, was ihre Erhaltung mit sich gebracht hat, festzuhalten, und als richtig erscheint mir darum auch, daß sie den Ernst der Frage empfinden, die Südindien an sie stellt.

Aber ist nicht, wie so oft in der Geschichte des Volkes Gottes, die Frage genau genommen die, ob die Sukzession als Prinzip der Ausschließung verwandt werden darf, um alle diejenigen, die sie nicht haben, als nicht der Kirche angehörig zu behandeln, oder ob sie als das göttliche Gnadengeschenk hinzunehmen ist, das mit Seinem ganzen Volk geteilt und so zum Brennpunkt eines wahrhaft reformatorischen und evangelikalen Katholizismus gemacht werden muß, in den alle, die Christus angehören, all das einbringen können, was sie über Ihn in der Zeit ihres Sonderlebens gelernt haben. . . .

Zum Generalthema von Evanston

Der 2. Bericht des Ausschusses für das Generalthema (vgl. Ök. Rundschau 1/53, S. 11 ff.) hat in allen Kirchen eine wesentlich freundlichere Aufnahme gefunden als der des Jahres 1951 (vgl. Ök. Rundschau 2/52). Dies gilt auch für die amerikanischen wie für die Jungen Kirchen, die sich gegenüber dem ersten Bericht besonders kritisch verhielten (vgl. Ök. Rundschau 3/52, S. 82 ff.). Man erkennt insbesondere an, daß „der zweite Bericht im Gegensatz zum ersten klare und dynamische Aussagen über die Bedeutung der christlichen Hoffnung für die Probleme der heutigen Gesellschaft bringt“.

Ja, gerade an diesem Punkte setzt die

amerikanische Kritik ein, die sich vor allem auf das IV. Kapitel des 2. Berichts (Ök. Rundschau 1/53, S. 22 ff.) bezieht und sozusagen feststellt, daß hier nunmehr über das Ziel hinausgeschossen wird. Am klarsten spricht diese Bedenken Prof. Gustaf Wingren-Lund in seinem Bericht über den Verlauf der 2. Tagung des Ausschusses für das Generalthema („Kristen Gemenskap“ 4/1952) aus:

„Der theologisch am meisten anfechtbare Teil des Berichtes von 1952 ist das IV. Kapitel (The Ecumenical Review, S. 94—98). Innerhalb der Kommission wurden von Anfang an ziemlich zweifelhafte Überlegungen über ‚die große Hoffnung